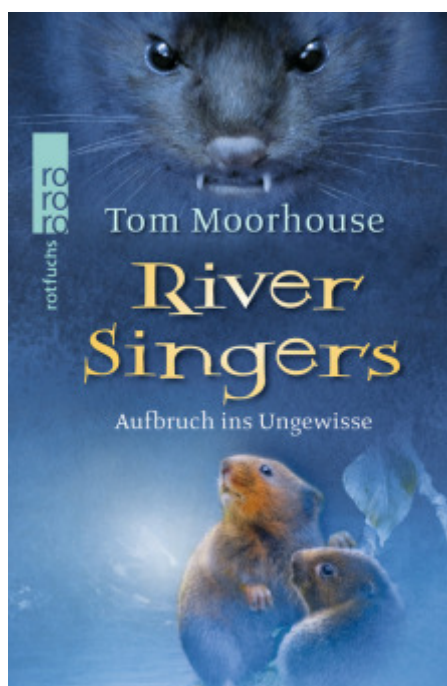


Leseprobe aus:

Tom Moorhouse

River Singers. Aufbruch ins Ungewisse



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Tom Moorhouse

River Singers

– Aufbruch ins Ungewisse –

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Band 1

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Juli 2014

Copyright für die deutsche Übersetzung

© 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Die englische Originalausgabe erschien 2013

unter dem Titel «The River Singers» bei Oxford University Press

Copyright © 2013 by Tom Moorhouse

Lektorat Melanie Becker

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt,

nach dem Entwurf von Oxford University Press

Innenillustrationen Felix Scheinberger

Satz Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 21223 9

Prolog

Die Nachricht verbreitete sich unter den Schermäusen am Ufer des Großen Flusses wie ein Lauffeuer. Die Weibchen redeten leise miteinander und beäugten sich dabei über die Grenzen ihrer Territorien hinweg. Die Männchen redeten darüber mit blitzenden Augen, bevor sie sich wieder um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerten. Die Nachricht kündete von einer neuen Gefahr für das Volk. Sie kündete von einem Grauen, das in der Nacht kam. Sie kündete davon, dass der Große Fluss bald schon kein Volk mehr haben und alle Kolonien verschwinden würden. Sie verkündete das Ende der Welt.

Doch vielleicht, dachten die Schermäuse, war es nur ein Gerücht. Die alten Feinde – Fuchs, Fischreiher, Wiesel – waren schon immer da gewesen und hatten auf die Unvorsichtigen und Unglücklichen gewartet. Und doch war das Volk weiter gewachsen. Der Große Fluss sang, seine Wiesen waren saftig und seine Wasser warm und voller Leben. Nein, sicher war es nur ein Gerücht, und das Leben des Volkes würde einfach so weitergehen wie bisher. Doch vorsichtshalber hatten die Mütter ein wachsames Auge auf ihre Jungen und schiefen unruhiger als zuvor. Und die Männchen prüften die Luft noch sorgsamer, bevor sie den Bau verließen. Sie liefen schneller, und wenn sie fraßen, waren sie noch wachsamer als sonst.

Sylvan und die anderen im Bau wussten von alldem nichts. Sie wussten nichts von dem, was draußen vor sich ging. Sie kannten ihre Mutter, den Geruch ihres Zuhauses und den Rhythmus des Großen Flusses. Sie kannten das Gefühl des Hungers, das mit Milch gestillt werden konnte.

Doch eines Tages werden sie lernen, dass ein Gerücht manchmal mehr ist als nur ein Gerücht. Manchmal ist ein Gerücht das Leben, das einem bevorsteht.

~ Teil I ~

Der Große Fluss

~ ~

Der Morgen war grau, und die Wasser waren still. Sylvan, der sich im Schlaf dicht an seinen Bruder und seine Schwestern gedrängt hatte, wachte als Erster auf. Das ruhige Atmen seiner Geschwister lullte ihn ein, selbst als das Licht den Gang hinauf in die Nestkammer strömte und den Morgenduft mit sich brachte. Er gähnte. Er öffnete die Augen. Er lächelte. Heute war der Tag. Endlich.

Sylvan befreite sich von den Körpern der anderen, ignorierte ihre schläfrigen Proteste und setzte sich mit zuckenden Barthaaren an den Eingang der Kammer. Er musste auf sie warten, das wusste er. Sie sollten alle zusammen hinausgehen. Doch die Luft duftete verheißungsvoll nach Neuem und Unbekanntem, und mit einem letzten Blick auf seine Geschwister stahl er sich den Gang hinunter. Seine Pfoten tappeten leise auf die Erde. Er kannte den Weg schon seit Ewigkeiten. Eine Linkskurve, eine Rechtskurve, ein Schwenker um einen Wurzelknoten, dann hielt er an der Stelle, an der die Decke eingebrochen war. Ein kurzer Blick zum Himmel. Zittern. Lauschen. Die Luft prüfen. Dann weiter nach unten zu den tiefer gelegenen Teilen des Baus, zum Ausgang zum Großen Fluss, dem Tor zur Welt.

Mit jedem Schritt wurde das Licht heller und die Luft frischer, belebender. Noch eine Kurve, eine leichte Erhebung.

Und da war er: der Große Fluss. Seine Wasser, die gegen die kleine, von seiner Familie festgetretene Plattform schwappeten, glänzten durch den Schatten des hohen Grases hindurch. Er erfüllte Sylvan mit seiner Weite, mit seinen Bewegungen und mit seinem Lied. Und Sylvan spürte seinen eigenen Hunger, den Wunsch, hineinzuspringen und in seinem Strom zu schwimmen. Er zögerte, eine Pfote in der Luft, und alles in ihm drängte nach draußen und in die Welt hinaus.

«Und was genau hast du hier verloren, junger Mäuserich?»

Etwas drückte seinen Schwanz auf den Boden.

Sylvan erstarrte. Schnell stellte er seine Pfote wieder auf den Boden zurück. Als seine Mutter seinen Schwanz wieder losließ, drehte er sich schuldbewusst um.

«Nichts.»

Ihre Schnurrhaare waren ganz steif vor Missbilligung. «Was habe ich dir zum Thema Rausgehen gesagt?»

Sylvan senkte den Blick. «Es ist verboten. Es ist allein zu gefährlich», wiederholte er.

«Ganz genau. Und was machst du dann hier?»

«Ich gucke nur.»

«Hmmm. Dann ist es ja gut. Weil nämlich jedes meiner Jungen, das dumm genug ist zu glauben, es könnte allein auf Entdeckungsreise gehen, hier drinnen bleiben wird und Nesselwurzeln knabbern darf, während alle anderen nach draußen gehen. Verstanden, Sylvan?»

«Ja, Mutter. Tut mir leid.»

«Das möchte ich auch glauben.» Sie betrachtete ihren niedergeschlagenen Sohn. «Ich sage dir was: Es ist ein schöner, ruhiger Tag, und weil ich es nun mal versprochen habe, sehe

ich keinen Grund, warum wir nicht trotzdem noch unseren Ausflug machen sollten. Alle zusammen.»

Sylvan riss den Kopf hoch. «Wirklich?»

«Wirklich. Also, warum gehst du nicht und weckst die anderen?»

«Ja, Mutter. Das ist ...» Sylvan tanzte beinahe auf der Stelle, so hin- und hergerissen war er von dem Wunsch, nah am Wasser zu bleiben, und dem Drang, seine Geschwister zu holen.

Sie drehte sich um. «Was, mein Kleiner?»

«Das ist toll!», platzte er hervor.

Sie lächelte und zeigte dabei ihre kräftigen orangen Zähne. «Ja, Schatz, das ist es. Nun geh.»

Sylvan hastete zurück zur Nestkammer, wo seine Brüder und Schwestern immer noch schliefen. Er schüttelte seine Schwester, die ganz vorne lag, an der Flanke.

«Komm, Fern. Heute ist es so weit!»

«Geh weg.» Ihre Stimme klang gedämpft, da sie sich an den Rücken ihrer Schwester gekuschelt hatte.

«Aber heute ist es so weit!»

«Bitte geh weg!»

Er kletterte über die schlafenden Körper und schüttelte seinen Bruder an der Schulter. «Wach auf. Wir gehen heute nach draußen!»

Orris schlug die Augen auf. «Raus?»

«Ja, raus.»

«Keine Lust. Lass mich in Ruhe.» Orris rollte sich wieder zusammen.

Sylvan blickte ihn empört an und drehte sich zu Avens

zierlichem Körper um. Er gab ihr einen brüderlichen Tritt gegen die Hüfte.

«Komm, Winzling. Mutter hat versprochen, dass wir heute rausdürfen.»

Aven setzte sich schnaufend auf und rieb sich mit den Pfoten den Schlaf aus den Augen. Sie putzte sich und strich sich das Fell glatt. Dann blinzelte sie mit ihren schwarzen Augen.

«Sylvan», sagte sie mit sanfter Stimme. «Wenn du mich noch einmal so nennst, dann beiße ich dir die Ohren ab.»

Sylvan grinste. «Dafür musst du mich erst mal kriegen.»

«Oder ich warte einfach, bis du schläfst.»

Er dachte nach. «Guter Einwand», gab er zu. «Können wir jetzt gehen?»

Orris rollte sich ein wenig auseinander. «Was ist denn eigentlich so toll daran, rausgehen zu dürfen?»

Sylvan setzte sich auf seine Hinterbeine. «Ich weiß nicht. Es ist einfach ... besser draußen.»

«Besser?», fragte Orris. «Du meinst wohl voller Wiesel und Eulen und anderer Sachen, die uns fressen wollen. Ich glaub, ich bleib lieber hier.»

«Mutter hat aber gesagt, dass wir rausgehen», sagte Sylvan stur.

«Na, dann viel Spaß ...»

«Hör mal», sagte Sylvan, «ich bin der Älteste, also musst du tun, was ich dir sage.»

«Sagt wer?»

«Sagt Mutter.»

«Nein, das hat sie gar nicht gesagt», meinte Aven. «Das ist gelogen.»

Fern hob den Kopf. «Könnt ihr bitte alle mal verschwinden? Ich versuche zu schlafen.»

«Na, solltest du aber nicht. Es ist Tag», sagte Sylvan.

«Ich –», begann Fern, doch sie wurde von den Schritten ihrer Mutter unterbrochen, die den Gang zurücktappte. Sie drängte sich herein und lächelte ihre Jungen an.

«Guten Morgen, meine Süßen», sagte sie. «Seid ihr alle wach?»

«Leider ja», meinte Fern und funkelte Sylvan wütend an.

«Und seid ihr bereit, nach draußen zu gehen?»

«Ja», sagte Sylvan, bevor jemand anderes antworten konnte.

Ihre Mutter betrachtete sie wohlwollend. «Gut. Dann treffen wir uns gleich unten am Eingang. Heute ist ein großer Tag. Heute werdet ihr Sinethis kennenlernen.»



Sylvan lief zwischen der Nestkammer und dem Eingang hin und her und trieb seine Geschwister auf dem Weg zum Wasser an. Fern bewegte sich extra langsam, nur um ihn zu ärgern. Orris zögerte noch länger und nörgelte herum, dass er nicht verstand, warum sie überhaupt nach draußen müssten. Aven antwortete ihm übertrieben spöttisch, doch sie schien ebenso begierig darauf wie Sylvan, endlich rausgehen zu dürfen. Sie erreichte kurz hinter ihm den Eingang, und während sie auf die anderen warteten, steckten sie die Nasen aus dem Schatten und nahmen gierig die unbekanntes Gerüche und Geräusche in sich auf.

Sylvan blickte zurück in den Gang. «Kommt schon, kommt schon!», murrte er. Sein Bauch knurrte.

«Hunger?», fragte Aven.

«Ja, riesigen», antwortete er. In der ganzen Aufregung hatte er es seltsamerweise gar nicht gemerkt.

«Ist ja kein Wunder. Heute haben wir ja noch gar keine Milch bekommen.»

«Stimmt. Warum eigentlich nicht?»

«Ich schätze, Mutter will uns erst nach draußen führen.»

Sylvan starrte in den Gang hinter ihnen. «So, jetzt reicht es», sagte er. «Diese Trödler halten uns nur davon ab, etwas zu fressen zu bekommen. Ich hole sie.»

Gerade wollte er loslaufen, als gedämpftes Getrappel die Ankunft ihrer Geschwister verkündete.

«Endlich!», rief Sylvan. «Jetzt brauchen wir nur noch unsere Mutter.»

Ihre Mutter war bereits draußen und hatte ihr Territorium nach Gefahren abgesucht. Nach einer Weile kam sie zurück und kroch in den Bau. Sie stand im Eingang, zwischen ihren Kindern und der Außenwelt. Sie betrachtete ihre Jungen: Sylvan und Aven, beide erwartungsvoll, die knurrige Fern und den ängstlichen Orris.

«Schon so schnell», sagte sie beinahe zu sich selbst. Sie drehte sich um und starrte mit merkwürdigem Gesichtsausdruck hinaus auf das Wasser.

«Nun, Kinder, hinter diesem Ausgang liegt Sinethis, der Große Fluss. *Wir sind Fluss-Sänger, ein Wasservolk, die Kinder von Sinethis. Wir leben, wie er es uns vorgibt. Er nimmt unsere Alten und schenkt uns Junge. Er stillt unseren Hunger und er-*

nährt uns mit Gräsern. Er schützt uns in seinen Wassern und Bauen. Er zieht uns zu sich und stößt uns wieder von sich, wenn es ihm gefällt. Er singt mit uns ein Lied, so weich wie die Disteln, so hart wie die Wurzeln, so tief wie die Schatten und so alt wie die Steine. Wir singen mit ihm ein Lied, so schnell wie Gedanken, so süß wie Äpfel, so kurz wie der Tag. Wir sind Fluss-Sänger, und wir gehören ihm.»

Sylvan hatte diese Worte noch nie zuvor gehört; keine der jungen Schermäuse hatte sie je gehört. Als ihre Mutter geendet hatte, nickte sie einmal.

«Ich schenke euch diese Worte, wie meine Mutter sie mir geschenkt hat. Lernt sie und lebt danach, und vielleicht werdet ihr sie dann einmal euren eigenen Kindern weitergeben.»

Sylvan, der im Eingang der Höhle stand, fühlte sich auf einmal unwohl. Bis jetzt hatte er den langersehnten Ausflug immer als wundervolle Flucht aus dem engen Bau hinein in die schöne Welt betrachtet. Doch durch etwas im Gesichtsausdruck seiner Mutter und durch den Klang ihrer ersten Worte fühlte er sich plötzlich ausgeliefert und klein.

«Was ist, wenn wir nicht rauswollen?», fragte Orris. Die anderen drehten sich zu ihm um. «Ich meine, wer sagt denn, dass wir müssen? Hier drinnen ist es doch sicher. Wir könnten doch einfach hier bleiben.»

«Ich weiß, Schatz.» Die Stimme ihrer Mutter klang sanft. «Aber du hast keine Wahl.»

«Habe ich doch.» Orris sah sie beschämt, aber trotzig an.

«Wirklich? Hast du gehört, was ich gesagt habe? *Er stillt unseren Hunger.* Hast du Hunger, Orris?»

Er nickte.

«Und was möchtest du essen?»

Schweigen.

«Milch?», hakte sie nach.

Orris schüttelte zögernd den Kopf. Sylvan dachte nach. Er war noch nie so hungrig gewesen wie jetzt, doch Milch schien nicht das Richtige zu sein. Nicht mehr.

«Kommt, ich zeige euch den Weg», sagte ihre Mutter.

Sie schnupperte in der Luft, dann war sie verschwunden. Sylvan schaute seine Geschwister an und blickte dann wieder zum Fluss. Trotz seines Missbehagens durchströmte ihn eine Welle des Glücks. Er grinste.

«Der letzte ist 'ne feige Ratte.»

Er lief hinaus ins strahlend helle Tageslicht und stieß beinahe mit seiner Mutter zusammen, die ein Stück vom Eingang entfernt an einem roten Stängel kaute.

Er quiekte. «Habe ich es wirklich geschafft? Bin ich wirklich draußen?»

Sie legte den Stängel auf den Haufen zu ihren Füßen und lächelte. «Ja, mein Kleiner», sagte sie. «Jetzt bleib dicht bei mir und warte auf die anderen.»

Schützendes Gras wiegte sich über ihren Köpfen, und zwischen den Halmen konnte man das fleckige Blau des Himmels erkennen. Düfte vermischten sich in der Brise: Blütenstaub, Erde, Wasser und tausend andere unbekannte Gerüche. Das Licht war hell und die Schatten tief. Sylvan lief zum Wasser. Hier war ihre Markierung: die kahle Plattform aus Erde, die von den Kötteln und dem Duftstoff seiner Mutter bedeckt war. Er rümpfte die Nase. Dann blickte er ins Wasser. Der Fluss war so klar, dass Sylvan bis zu dem un-

ter Wasser liegenden Eingang des Baus und zu den Pflanzen auf dem Grund blicken konnte. Er berührte die Wasseroberfläche mit der Nase. Kalt. Köstlich.

«Sylvan.»

Zögernd gehorchte er dem warnenden Ton ihrer Stimme und ging zu seiner Mutter zurück, die mit den anderen etwas weiter oben am Ufer stand. Sie hatten sich in einem Kreis um ein dickes Büschel Süßgras versammelt, blinzelten in die Helligkeit und beschnupperten die Luft.

«Also, nun seid ihr hier. Willkommen, meine Lieben, am Großen Fluss. Doch seid vorsichtig. Jeden Augenblick, den ihr hier draußen verbringt, müsst ihr wachsam sein. Wenn ihr etwas Merkwürdiges hört – irgendetwas –, dann verhaltet euch ganz still und seid leise. Wenn irgendetwas schiefgeht, springt ins Wasser oder lauft zurück in den Bau. Dort seid ihr sicher.»

Sie lächelte. «Gut, das war das Wichtigste. Jetzt, da ihr alle zu groß geworden seid, um Milch zu trinken, müsst ihr das fressen, was wir anderen auch fressen. Ich denke, es ist Zeit, dass ihr lernt, selbst zu fressen. So.»

Sie packte einen dicken Stängel Süßgras und löste ihn mit einem festem Biss von seiner Wurzel. Dann hielt sie ihn zwischen den Pfoten und zerteilte ihn geschickt mit den Zähnen in mehrere Teile, wobei sie das weiche Fleisch abnagte und die härtere Außenhaut fallen ließ. Als sie fertig war, lag ein Haufen ungenießbarer Teile zu ihren Füßen.

«Los», sagte sie, «versucht es mal.»

Sylvan griff nach dem größten Stängel, den er finden konnte und der hoch über seinem Kopf schwankte. Dann

biss er hinein und versuchte ihn von der Wurzel abzunagen. Das war gar nicht so leicht. Die Schale war dick und trocken, doch der süße Saft aus der Mitte des Stängels floss in seinen Mund. Er nagte, bis sein Kiefer schmerzte, bis der riesige Halm nur noch von wenigen Fasern gehalten wurde, bis ... Sylvan erkannte seinen Fehler erst, als der Stängel zur Seite fiel und Fern am Kopf traf.

«Autsch! Sylvan, pass doch auf!»

«Tut mir leid.»

«Idiot», sagte sie empfindlich. Dann drehte sie sich wieder zu ihrem eigenen Stängel um. Sylvan überlegte kurz, ob er sie ins Wasser schubsen sollte. Aber das war vermutlich keine so gute Idee. Stattdessen tauschte er seinen großen Stängel gegen ein paar kleinere Ziesten aus. Sie schmeckten sogar besser als das Gras – nicht so hart und auch weniger bitter.

Nach einer Weile hatten es alle heraus und fraßen mit friedlicher Emsigkeit. Selbst Orris entspannte sich und saß kauend am Wasser. Die Sonne kam hervor, sodass die tiefen Schatten am Ufer noch kühler und angenehmer wurden. Die einzigen Geräusche waren das Gurgeln des Wassers, die Rufe der Moorhennen und das Zermalmen der frischen Halme, bis ihre Mutter sie rief.

«Ich glaube, das ist genug für heute. Ihr solltet es nicht übertreiben.» Orris wollte protestieren, doch sie kam ihm zuvor. «Die Halme werden immer noch hier sein, wenn wir wiederkommen. Aber jetzt haben wir etwas anderes vor.» Sie schaute einen nach dem anderen an. «Es ist Zeit, dass ich euch den Rest unseres Territoriums zeige. In den nächsten Tagen werdet ihr selbst auf Entdeckungsreise gehen, doch

unter keinen Umständen dürft ihr mein Territorium verlassen. Verstanden?»

«Warum nicht?», fragte Fern.

«Weil es zu gefährlich ist. Jetzt folgt mir.»

Ihre Mutter ging am Ufer entlang und hielt sich an die ausgetretenen Pfade dicht am Wasser. Sie bewegte sich so schnell, dass die Jungen Mühe hatten, ihr zu folgen. Hin und wieder blieb sie stehen, stellte sich auf die Hinterbeine, lauschte und schnupperte. Dann huschte sie weiter, patschte durch die seichten Pfützen, sprang über Pflanzen, immer wachsam, immer lauschend. Sylvan und die anderen hasteten hinter ihr her, blieben stehen, wenn sie stehen blieb, und liefen dann weiter, so schnell sie konnten. Sie gewöhnten sich an die Bewegung, die Pausen im Schutz der Pflanzen, die Sprints über offene Strecken. Das Bild und die Geräusche des Flusses flogen vorbei, bis Sylvan fast das Gefühl hatte, er selbst fließe so plätschernd wie Sinethis in der Morgenbrise dahin.

Ein Vogel schrie über ihnen. Sein Schatten flog vor ihm über das Wasser. Ihre Mutter erstarnte.

«Stopp! Keiner bewegt sich.»

Sie blieben am Schilfrand stehen. Über ihnen, halb versteckt, kreiste ein riesiger grauer Schatten. Sylvan reckte den Hals, um besser sehen zu können, und stellte sich auf die Hinterbeine. Der Vogel schrie noch einmal. Und dann war seine Mutter über Sylvan und drückte ihn zu Boden. Vor Überraschung konnte er nicht einmal quieken.

«Ich habe gesagt, ihr sollt euch nicht bewegen!», zischte sie. «Jetzt versteckt euch, schnell!»

Sie drängte ihre Jungen zurück, und sie flohen tiefer ins

Schilf. Der Vogel schrie wieder, und diesmal war er viel näher. Durch einen Spalt im dichten Gras konnte Sylvan ein winziges Stück vom Himmel sehen. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde er von einem riesigen Schatten verdeckt, und die Luft drückte das Gras zu Boden. Dann kehrte das Sonnenlicht zurück, grün gefiltert, und beschien die auf dem Boden kauern den Schermäuse. Einen Moment später war außer dem Geräusch des fließenden Wassers nichts mehr zu hören. Irgendwo rief eine Moorhenne. Ein Luftzug raschelte durch das Gras und brachte das gedämpfte Summen von Insekten mit sich. Sylvan wagte kaum zu atmen. Er hob den Kopf ein wenig, um einen Blick auf die anderen werfen zu



können, die sich dicht aneinandergedrängt hatten und reglos unter den Halmen lagen. Selbst auf so kurze Entfernung waren sie schwer zu erkennen, denn ihr braunes Fell verschmolz förmlich mit dem Schlamm und dem fleckigen Sonnenlicht. Er konnte Orris' erschrockenen Gesichtsausdruck und das flache, schnelle Auf und Ab von Avens Flanken gerade so erkennen. Alle blickten hinauf durch das Schilfdach. Die Stille dauerte an. Sylvan drehte vorsichtig den Kopf und suchte nach einem Zeichen des Feindes über ihnen. Doch es gab nichts als den graublauen Himmel und das hin und her schaukelnde Gras.

Ein oranger Blitz schoss durch das Schilf. Ein Schnabel:

